

und Teufel begegnen. Fügen wir hinzu: nur im letzten Fall sieht man sie, wie sie ist, nicht als Natur, sondern als Geist.

H. Thurn S.J.

*Lebenshilfe.* Von Kurt Böhme. (256 S.) Berlin-Zehlendorf, Verlag Psyche. DM 4.50.

Mit diesen „Forschungsergebnissen der Psychotherapie“ legt der Verfasser eine gute, ausgewogene Übersicht über bedeutsame Anliegen der Psychotherapie vor. Auch die religiöse Frage, die bei vielen seelischen Nöten entscheidende Bedeutung hat, wird mit viel Ernst, Verständnis, Erfahrung behandelt. Der Abschnitt „Glaube und Gesundheit“ eignet sich vorzüglich zu einer Konferenz über Fehlhaltungen, Überforderungen, Unklugheiten im geistlichen Leben. Ein lesenswertes, einfaches, echtes Buch. H. Thurn S.J.

### Tierleben

*Die Seele des Hundes.* Von Werner Fischel. (140 S. mit 36 Textabb.) Berlin und Hamburg 1950, Paul-Parey-Verlag, DM 8.—.

Nachdem die Frage nach der Seele des Tieres behandelt ist, geht der Verfasser daran, die Umwelt und die Heimat des Hundes zu schildern. Im Zusammenhang damit ergeben sich die Fragen nach seinen seelischen Leistungen und Vermögen von selbst: insbesondere nach den Gefühlen, Strebungen, dem Gedächtnis, der „Intelligenz“ und Lernfähigkeit. Viel Neues wird im Lauf der Darstellung geboten. Das Buch vermag jedem psychologisch Interessierten sowie allen, die sich „bei der Ausbildung oder Haltung von Gebrauchshunden Gedanken über deren seelisches Wesen machen“, viel Anregung und manche Klarheit zu geben. Der Begriff „Verstand“, den der Autor auch beim Hund in Anwendung bringt, sollte im Zusammenhang mit der tierischen Intelligenz unbedingt vermieden werden. Bezeichnet er doch dem allgemeinen Sprachgebrauch nach die spezifisch menschliche Intelligenz mit ihrer begrifflichen Beziehungserfassung und Abstraktionsgabe; beides ist dem Tier unmöglich, was den Wesensunterschied zwischen Tier und Mensch ausmacht. H. Thurn S.J.

„*Ich suche das Auge des Tieres*“. Fünfzehn Tiergeschichten, Auswahl und Übersetzung aus dem Russischen von Erich Müller-Kamp. (262 S.) München, Karl Alber. Geb. DM 6.80.

Es sind keine rührseligen Tiergeschichten, auch keine der bekannten russischen Tiermärchen. Hier erzählen Dichter wie Lefskow, Tolstoj, Turgenjew u. a. eigene Begegnungen mit den Tieren, schildern, wie der einfache russische Bauer und der verbildete Städter, wie Empfindsame und stolze Herrenmenschen die Tiere sehen und behandeln, ver-

suchen zu erfüllen, wie der Wolf, der Hund, der Ackergaul sein Schicksal wohl empfinden mag. Das Abgründige, Dunkle, das Unerlöstsein der Schöpfung ist der heimliche Hintergrund der meisten Geschichten. Das Stöhnen der Kreatur, ihr Harren auf Befreiung durchzittert selbst die heiteren Schilderungen. Da und dort wird die Erzählung getarnter Angriff, flammende Anklage gegen Mißstände der Gesellschaft.

P. Erbrich S.J.

### Laienspiel

*Bärenreiter-Laienspiele.* Herausgegeben von Rudolf Mirbt. Kassel, Bärenreiter-Verlag.

„Das Spiel von der Brudersuche“ (40 S.) Von Stephan Gräffshagen, ist mehr ein Aufruf als ein Spiel. Die innere Beteiligung des Verfassers wirkt sehr überzeugend im Sinn einer Predigt, aber sie erlaubt ihm noch nicht den Abstand, den ein wirkliches Spiel von dem haben muß, der damit etwas sagen will. Die Sprachmächtigkeit des Verfassers verrät, daß er die Loslösung des Werkes vom unmittelbaren Überredungswillen leisten könnte.

„Parzival“ (46 S.) Hier formte Hermann Schwemer aus Elementen des mittelalterlichen Epos ein modernes Gottsucherspiel, das in seiner ersten Szene von überraschender dramatischer Wirksamkeit ist. Eine starke Begabung, die, wenn sie ihre stark nach innen gesammelte Sprache zum Fließen zu bringen vermag, viel verspricht.

„Das Licht scheint in der Finsternis“ (18 S.) Von Jens Christian Jensen ist ein „weihnachtliches Chorgebet in Gedichten“, das für die Gestaltung von Feiern sehr gelegen kommen wird.

„Passion“ (31 S.) Mit sicherem Können hat Rudolf Mirbt, der erfahrene Laienspieldichter, diese „Spielfolge für die Karwoche nach altem Passionsspielgut“ bearbeitet. Gerade am Fall des künstlerisch Untadeligen sei jedoch ein Einwand geäußert, der auch sonst vielfach zu erheben wäre: so schön diese Texte sind — können wir uns wirklich ehrlich an der mittelalterlichen Kindlichkeit des religiösen Tons erbauen? Es scheint zweifelhaft, daß die Art, in der die heiligen Personen sich da geben, auf einen jungen Mann von heute einen ersten Eindruck macht. Ob nicht der Rückgriff auf die alten Vorlagen doch so etwas wie ein Fall in den von Mirbt mit Recht bekämpften „weichlichen Geschmack“ bedeutet! Vielleicht greifen wir besser noch weiter zurück: die Sprache der biblischen Berichte gibt einen Grundton, auf den sich das Instrument unseres Empfindens eher stimmen läßt.

In dem Stück „Der Fischer und seine Frau“ (31 S.), von Ruth Roberta Stalberg,